

Deutschlandfunk

GESICHTER EUROPAS

Samstag, 02. August 2014 – 11.05 – 12.00 Uhr

100 Jahre danach: Die Erinnerung an die deutsche Invasion in Belgien

Mit Reportagen von Andreas Noll
Moderation: Anne Raith
Musikauswahl: Babette Michel

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio** 

- unkorrigiertes Exemplar –

Einstiegsmoderation

O-Ton 1

„Die wurden da hingestellt und dann erschossen. Über hundert Personen hier.“

O-Ton 2

„Dann kam der eigentliche Elektrozaun. 2,2 m hoch - die Zuleitung in der Mitte. Man schätzt, dass etwa 6000 Menschen in diesem Zaun totgeblieben sind.“

O-Ton 3

„Es ist zu spät für eine Entschuldigung. Es gab nach den Massakern keine korrekte Aufarbeitung der Verbrechen durch die deutsche Justiz. Das kann man von Staat zu Staat feststellen und gemeinsam bedauern - im Namen einer Freundschaft, die viel länger währt als die Zwietracht in beiden Kriegen.“

„100 Jahre danach: Die Erinnerung an die deutsche Invasion in Belgien“

Mit Reportagen von Andreas Noll

Am Mikrophon ist Anne Raith

(1) Zerstörung und Wiederaufbau - Der lange Schatten des deutschen Terrors in Dinant

Den „Großen Krieg“ nennen die Belgier ihn.

Jenen Krieg, der das noch junge Königreich in seinen Grundfesten erschütterte, dem Zehntausende Belgier zum Opfer fielen, dessen Nachwehen noch Jahrzehnte später zu spüren sein sollten.

Jenen Krieg, der das neutrale Belgien eigentlich hätte gar nicht treffen dürfen – das dem schnellen deutschen Sieg gegen den „Erbfeind“ Frankreich allerdings im Wege stand.

Als die deutschen Truppen am 4. August 1914 die belgische Grenze überschreiten, hinterlassen sie eine Schneise der Verwüstung. Überrascht von der unerwartet starken Gegenwehr der Belgier plündern, brandschatzen und töten sie, Männer, Frauen und Kinder. 5.500 Zivilisten sterben allein in den ersten zehn Wochen des Krieges.

In Dinant zum Beispiel, einem Städtchen an der Maas, das heute Besucher aus ganz Belgien und den Nachbarländern anzieht. Vor allem wegen des eindrucksvollen Panoramablicks auf die Kathedrale am Flussufer, überragt von der Zitadelle hoch oben auf den zerklüfteten Felsen. Doch auch die Erinnerungen an den Großen Krieg werden wach gehalten – der Dinant ein Zehntel der Bevölkerung nahm...

Reportage

Léon Schillings öffnet die dunkle Holztür der Stiftskirche Notre Dame. Die Sonne scheint grell durch die hohen Fenster.

„Das kommt aber nachher in den Turm oben.“

Ein kurzes Lächeln huscht über das Gesicht des 94-Jährigen. Er blickt auf 50 bronze-schimmernde Glocken, die auf einem Metallgestell im Querschiff der Kirche hängen. Ein *Carionneur* hat gerade seine Übungseinheit beendet.

„Das ist das Glockenspiel, das zerstört wurde 1914.“

Vor wenigen Tagen erst ist das neue Glockenspiel in Dinant angekommen. Ein historischer Augenblick – 100 Jahre nach der Zerstörung des Originals durch die Deutschen.

„Salut Jean-Luc“

Behertzt winkt der alte Mann den Musiker zu sich herüber. Schillings ist in der Gemeinde fest verwurzelt. Die Messe am Sonntag verpasst er nur selten. Auch der Leiter des Kirchenchores ist heute da – das Regionalfernsehen hat sich angekündigt:

„Das Regionalfernsehen kommt in dix minutes. In 10 Minuten.“

Die Einweihung des Glockenspiels ist für Dinant ein Großereignis. Die vielleicht letzte sichtbare Kriegswunde ist damit geschlossen. Präsent bleibt die Kriegsgeschichte aber dennoch.

Auch für Léon Schillings.

Zwei Jahren nach dem Waffenstillstand geboren, ist dieser Teil der Vergangenheit für ihn mehr als eine ferne Epoche. Mit seinem Schwiegersohn besucht er heute die Orte, die die Geschichte Dinants besonders geprägt haben:

„Brems mal. Sehen Sie das Schild da?“

Léon Schillings deutet auf ein großflächiges Plakat am Straßenrand. Ein Foto von 1914 zeigt ein Ruinenfeld. Vor der Kirche, aber auch an zahlreichen weiteren Stellen der Stadt hängen diese Plakate seit einigen Tagen. Schon auf den ersten Blick vermitteln die Schwarzweißfotos einen Eindruck davon, wie deutsche Soldaten in Dinant gewütet haben. Mehr als die Hälfte der Häuser in der Innenstadt gingen damals in Flammen auf.

An die Opfer der deutschen Verbrechen, des *furor teutonicus*, wie es auf einem Gedenkstein heißt, erinnern in der Stadt gleich mehrere Mahnmale. Das Monument im Ortsteil Leffe ist Schillings besonders wichtig.

Mit strammen Schritten geht der strenggläubige Katholik auf eine mehr als zwei Meter große Jesusstatue zu. Mit seinem Gehstock zeigt er auf eine Mauer:

„Die wurden da hingestellt und dann erschossen. Die eine Gruppe, dann die nächste Gruppe und wieder eine Gruppe. Über hundert Personen hier.“

Hier vor einem Kloster, in dessen Kirche viele Bewohner Zuflucht gesucht hatten.

„Viele Kinder, ja. Kinder und Frauen.“

Schillings, der lange in Brüssel und Ostbelgien gelebt hat, hat sich wie ein Maulwurf durch die Kriegsgeschichte von Dinant gegraben.

„Die Deutschen sind die Hauptstraße runtergekommen. Dann durch diese kleine Straße bis hier. Und hier geht der Weg wieder nach oben zum Dorf.“

Für das, was in der Woche vom 23. August passiert ist, haben Schillings, aber auch Berufshistoriker bis heute keine befriedigende Erklärung. Lediglich ein Begriff fällt seit 100 Jahren immer wieder: Franktireurs – gemeint sind belgische Partisanen. Die sächsischen Truppen seien von diesen Franktireurs angegriffen worden, verteidigte die deutsche Armeeführung damals ihre brutalen Vergeltungsmaßnahmen.

Schon lange weiß die Forschung, dass es diese Freischärler in Dinant nicht gegeben hat. Dafür aber deutsche Soldaten, für die bei ihrem Marsch auf Paris jeder Tag zählte und die vom anderen Ufer der Maas von französischen Truppen beschossen wurden.

Und dann, sagt Léon Schillings, sei die Stadt an beiden Ufern von steilen Hängen und Felsen umgeben:

„Der Schalleffekt in diesem Tal. Wenn hier etwas geschieht, dann weiß man nicht, von wo das kommt.“

Deutsche Soldaten, denen die Bedrohung durch Franktireurs von ihren Vorgesetzten eingepflichtet wurde, könnten also Feuer der eigenen Truppen oder Schüsse der Franzosen für Angriffe bewaffneter Zivilisten gehalten haben.

Diese Fehldeutung, die Deutschland jahrzehntelang nicht korrigierte, hat die Bevölkerung von Dinant tief verletzt. Versöhnung war erst im neuen Jahrtausend möglich. Schillings schaut durch das Seitenfenster.

„Ich stand auf dem Bürgersteig auf der anderen Seite.“

Schillings denkt zurück an das Frühjahr 2001. Ein Staatssekretär aus dem deutschen Verteidigungsministerium war damals nach Dinant gekommen. Im Namen der Bundesregierung bat er auf dem Platz vor der Kirche um Vergebung für von Deutschen begangenes Unrecht. Léon Schillings war dabei:

„Sehr viel ist verändert seitdem. Das war ein sehr wichtiger Tag für die Geschichte. Ich glaube, man musste dabei sein.“

Wie wichtig dieser Besuch aus Deutschland gewesen sein muss, zeigt sich bei der Fahrt über die Brücke im Zentrum der Stadt. Erst seit Mai 2001 hängt dort neben den Fahnen der anderen EU-Staaten auch die deutsche Flagge.

Von der De Gaulle-Brücke bis zum Haus von Léon Schillings auf dem anderen Ufer der Maas sind es nur wenige Meter.

Nicht nur im Straßenbild, auch hier in der Wohnung des Belgiers ist die Geschichte der Kriegs- und Nachkriegsjahre allgegenwärtig. Die Untersuchungsberichte zu den Massakern verwahrt der rüstige Rentner in seinem kleinen Reihenhaus auf - genauso wie alte Fotos und Zeitungen. Und private Erinnerungen:

„Das bin ich und meine Frau vom selben Fotografen.“

...sagt er beim Blick auf zwei Porträtfotos an der Wohnzimmerwand. Zwei Kinder im Alter von vier Jahren sind dort zu sehen:

„Wir kannten uns nicht. Sie wohnte in Spa, ich in Verviers. Derselbe Fotograf hat uns beide fotografiert. Wir haben die Bilder gefunden und zusammengetan.“

Acht Kinder haben die Schillings bekommen. Den Kontakt zu den sieben noch Lebenden hält der 94-Jährige via:

„Skypen und Email. Das geht gut.“

Es ist eine Familiengeschichte ohne Kriegstote. Im Gegensatz zu vielen alteingesessenen Familien. Schillings Nachbarin etwa hat ihren Großvater nie kennengelernt:

„Ihr Großvater wurde festgenommen, und er hatte ihren Vater, der 10-12 Jahre alt war, auf dem Buckel, weil er nicht ganz gesund war. Der deutsche Offizier

hat den Buben vom Vater weggenommen, in den Schoß der Mutter geworfen und dann ist der Großvater erschossen worden.“

Literatur: Stefan Zweig „Die Welt von gestern“

Als Stefan Zweig im Sommer 1914 nach Belgien aufbrach, um dort einige Zeit an der See zu verweilen, ahnte er noch nichts von diesem „furor teutonicus“, der Europa wenige Wochen später erschüttern würde. Im Gegenteil.

„Der Sommer war schön wie nie“, notierte er damals „und er versprach, noch schöner zu werden; sorglos blickten wir alle in die Welt.“

Niemand dachte in diesen sonnigen Juliwochen an Krieg. Bis sich die schlechten Nachrichten häuften und immer bedrohlicher wurden:

„Mit einemmal wehte ein kalter Wind von Angst über den Strand und fegte ihn leer. Zu Tausenden verließen die Leute die Hotels, die Züge wurden gestürmt, selbst die Gutgläubigsten begannen jetzt schleunigst ihre Koffer zu packen. Auch ich sicherte mir (...) ein Billett, und es war wahrhaftig Zeit. Denn dieser Ostende-Express wurde der letzte Zug, der aus Belgien nach Deutschland ging. Wir standen in den Gängen, aufgeregt und voll Ungeduld, jeder sprach mit dem andern. (...) Noch immer glaubte man nicht an den Krieg und noch weniger an einen Einbruch in Belgien; man konnte es nicht glauben, weil man einen solchen Irrwitz nicht glauben wollte. (...)

Aber auf dem halben Wege nach Herbesthal, der ersten deutschen Station, blieb plötzlich der Zug auf freiem Felde stehen. (...) Und da sah ich im Dunklen einen Lastzug nach dem andern uns entgegenkommen, offene Waggon, mit Plachen bedeckt, unter denen ich undeutlich die drohenden Formen von Kanonen zu erkennen glaubte. Mir stockte das Herz. Das musste der Vormarsch der deutschen Armee sein.

Der Zug rollte weiter und lief in der Station Herbesthal ein. (...) Der Bahnhof war besetzt von Militär. Als ich in den Wartesaal eintreten wollte, stand vor der verschlossenen Tür abwehrend ein Beamter, weißbärtig und streng: niemand dürfe die Bahnhofsräume betreten. Aber ich hatte schon hinter den sorgfältig verhängten Glasscheiben der Tür das leise Klirren und Klinkern von Säbeln, das harte Niederstellen von Kolben gehört. (...) Schaudernd stieg ich wieder in den Zug und fuhr weiter, nach Österreich zurück. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: ich fuhr in den Krieg.“

(2) Propaganda und Erinnerungskultur – Löwen und „The Rape of Belgium“

...und schnell begann dieser Krieg zu wüten. Die deutschen Truppen rückten in Flandern vor, erreichten Löwen.

Die Universität der Stadt war lange eine der größten und angesehensten in Europa, galt als kulturelles und wissenschaftliches Zentrum der südlichen Niederlande. Als eine der Hauptstädte des Humanismus, in der auch Erasmus von Rotterdam wirkte. Die theologische Fakultät der Hochschule wurde zu einem der Hauptakteure der frühen Gegenreformation. Die wechselvolle niederländische und später belgische Geschichte traf zwar in den folgenden Jahrhunderten auch die Universität – die als Katholische Universität 1834 neu gegründet wurde – ihren Ruf aber bewahrte sie sich.

Und so sorgte das, was bald nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Löwen geschah, weltweit für Entsetzen. Nicht zum ersten Mal war in der Propaganda der Entente-Mächte von „The Rape of Belgium“, von der „Schändung Belgiens“, zu lesen. Doch nun hatten sich die „deutschen Hunnen“ – wie die englische *Times* damals schrieb – auch noch am „belgischen Oxford“ vergriffen.

Reportage

Wer Laurence van Ypersele treffen möchte, muss viel Geduld haben. Deutschland, Frankreich, Belgien: Die renommierte Weltkriegs-Historikerin ist im Gedenkjahr pausenlos unterwegs. Van Ypersele ist mit ihren graublonden halblangen Haaren das wissenschaftliche Gesicht zum Jahrestag. Sie sitzt Gedenkmissionen vor, hält Vorträge, gibt Interviews oder wohnt Ausstellungseröffnungen bei.

Heute ist die 48-Jährige in ihre Geburtsstadt Löwen gekommen. Entspannt und lächelnd steht sie vor dem reich verzierten mittelalterlichen Rathaus. Ein wichtiger Ort auch für den Krieg, der am 19. August 1914 nach Löwen kam.

In eine ruhige Stadt. Doch die Ruhe währte nicht lange. Wie in Dinant kam es auch in Löwen zu schweren Kriegsverbrechen. Deutsche Soldaten erschossen fast 250 Zivilisten. Grundlos, wie die Historikerin erklärt, während hinter ihr ein Laster Bier für die zahlreichen Kneipen der Studentenstadt liefert:

„Es gab absolut keinen Kampf. Natürlich glaubten die Soldaten, dass es Frantireurs gab, aber es gab keine. Das ist – wenn man so will - eine Entfesselung der Gewalt durch einen Irrtum, aber in einem Maße, dass die Stadt traumatisiert wurde. Denn es waren nicht-bewaffnete Zivilisten, die in ihrem gewöhnlichen Lebensumfeld getroffen wurden.“

Außerdem ließen die deutschen Soldaten den historischen Kern der Stadt samt Universitätsbibliothek in Flammen aufgehen.

Vom Rathaus sind es nur gut 200 Meter zu der Stelle, wo bis 1914 eben jene Universitätsbibliothek gestanden hat.

„Um 23:30 Uhr am 25. August schlugen die deutschen Soldaten die Türen der Universitätsbibliothek ein und warfen Brandmittel. Schnell kamen die ersten Einwohner der Stadt, um den Brand zu löschen, aber sie wurden von den deutschen Soldaten gestoppt. Die wollten die Stadt unbedingt bestrafen.“

Rund 1.000 mittelalterliche Handschriften, etwa 800 Inkunabeln und mehr als 300.000 Bücher verbrannten in dieser Nacht. Weit mehr als die ermordeten Zivilisten war es dieser Angriff auf das kulturelle Erbe, der weltweit Entsetzen auslöste und Unterstützer auf den Plan rief:

Nach dem Krieg wurde das Gebäude mit internationaler Unterstützung, vor allem aus den USA, wieder aufgebaut. Auch eine neue größere Uni-Bibliothek entstand in der Nähe.

Im historischen Gebäude sitzt heute das Uni-Rektorat. Gleich hinter dem Eingang erinnert eine schlichte Vitrine an die Nacht vom 25. auf den 26. August. In einem transparenten Plastikkasten ist ein schwarz verkohltes Buch ausgestellt, weitere befinden sich in der neuen Bibliothek. Viel ist allerdings nicht mehr zu erkennen:

Auf den Kampf mit Waffen und Feuer folgte der Krieg der Worte. Heute gilt der Erste Weltkrieg als Geburtsstunde der Massenpropaganda:

„Während des Krieges gab es eine große Schlacht der Berichte. Die Deutschen bestätigen die These der Frantireurs, die Belgier widerlegen sie. Der Erste Weltkrieg war auch ein Krieg der Moral. Dieser Krieg der Berichte war so mächtig wie eine Kanone. Am Ende dauerte es bis in die 1950er Jahre bis ein deutscher Historiker sich wissenschaftlich fundiert mit dem Fall Löwen beschäftigte - nur Löwen allerdings, weil er der bedeutendste ist - und urteilte: Es gab keine Frantireurs.“

Den Propagandakrieg, sagt die Historikerin, habe Deutschland schon weit vor der militärischen Auseinandersetzung verloren. Auch, weil der Gegner schnell war und die Deutschen vor allem reagierten.

Die Studenten, die sich an diesem Vormittag den Weg zur Unibibliothek bahnen, vorbei an den Marktständen auf dem Platz davor, ahnen nichts von der Propagandaschlacht, die dem Bau dieses Gebäudes vorausging.

Auf dem Weg in den Lesesaal stoppt Laurence van Ypersele an einigen Vitrinen. Auch in dieser kleinen Ausstellung sind die Verbrechen von 1914 das beherrschende Thema. In Glaskästen sind zahlreiche Zeichnungen aus dem ersten Kriegsjahr zu sehen:

„Ich bin in Löwen geboren. Als Kind habe ich diese Zeichnungen immer mal wieder gesehen. Man sieht hier deutsche Soldaten mit Bart und spitzem Helm. Sie sehen ziemlich barbarisch aus, vor allem der erste. Er wurde von den Franzosen gefangen genommen. Er streckt dem Franzosen die Hand aus, spricht ihn mit „Kamerad“ an. Aber der Franzose lehnt ab. Nein, nicht mehr seit dem Drama von Löwen.“

Es sind die verschiedenen Formen der Propaganda - Fotos, Zeichnungen, Bilder, Postkarten -, die die Erinnerungshistorikerin besonders beschäftigen. Doch ausgerechnet in der Stadt, in der sie heute lehrt und viele Jahre gelebt hat, verblasst die Erinnerung an die Ereignisse:

„Die Massaker haben in Löwen keine große Bedeutung mehr. Anders als in den kleinen Dörfern im Süden, wo die Bevölkerung das Gedenken von einer Generation an die nächste weitergibt. Hier in der Unistadt leben viele Leute nur für ein paar Jahre und die Erinnerung ist daher nicht besonders verwurzelt.“

Tatsächlich wirken auch die Plakate mit den Ruinen-Fotos in der Stadt wie ein Fremdkörper, den nur wenige Passanten ansteuern. Wohl auch, weil der einst so gefürchtete Gegner 100 Jahre nach dem Krieg kaum noch negative Emotionen auslöst. Im Gegenteil:

„Wow. La classe totale.“

Begeistert sei sie gewesen, sagt van Ypersele, als im vergangenen Jahr der deutsche Botschafter, ein Berliner Regierungsvertreter und der Militärattaché in das kleine Arlon gereist seien, um in einer schlichten Zeremonie Verantwortung für die deutschen Kriegsverbrechen im belgischen Süden zu übernehmen:

„Als Erinnerungshistorikerin hege ich sehr viel Bewunderung für die Erinnerungsarbeit, die Deutschland macht, die ja gegen die Natur ist. Kein einziges Volk, hat das sonst gemacht. Wir erinnern uns immer an die Opfer, aber nie an die Täter. Deutschland dient als Beispiel, was das Gutes bringen und wie es das Zusammenleben erleichtern kann. Und die Deutschen müssen wissen, dass die Opferseite dies sehr anerkennt.“

Um Schuld und Verantwortung wird es auch gehen, wenn der deutsche Bundespräsident in wenigen Tagen nach Löwen reist.

Sie hoffe, dass der Bundespräsident nicht um Entschuldigung bitten werde, sagt die Historikerin, bevor sie sich auf den Weg nach Brüssel macht:

„Es ist zu spät für eine Entschuldigung. Es geht darum, würdig zu sagen: Das ist passiert. Es gab nach den Massakern keine korrekte Aufarbeitung der Verbrechen durch die deutsche Justiz, keine „Nürnberger Prozesse“. Das kann man von Staat zu Staat feststellen und gemeinsam bedauern - im Namen einer Freundschaft, die viel länger währt als die Zwietracht in beiden Kriegen.“

(3) Mit 2.000 Volt gegen den Feind - Der deutsche Todeszaun in Belgien

Wer konnte, der floh.

Nach den ersten brutalen Übergriffen durch deutsche Soldaten, versuchten Tausende Belgier, das Land zu verlassen. Von einer „Massenflucht“ ist zu lesen, einer Massenflucht vor allem in die benachbarten, ebenfalls neutralen Niederlande.

Schon im Oktober 1914 sollen dort eine Million belgische Flüchtlinge gestrandet sein. Auch viele junge Männer versuchten, auf abenteuerlichem Wege an die flämische Front zu gelangen – von den Niederlanden über den Kanal nach Großbritannien, von dort mit Fischerbooten in die Normandie und über Land zurück nach Flandern. Auch Sold und Briefe wurden über die Grenze geschmuggelt.

Doch das bewaldete und sumpfige Gebiet war für die Deutschen schwer zu überwachen - so dass sie sich etwas einfallen ließen, über das es heute kaum Zeugnisse gibt. Den sogenannten „Todeszaun“. Beweise liefern Fotos, einige wenige Dokumente und die Recherchen einzelner:

Reportage

Wenn der Historiker Herbert Ruland mit Besuchergruppen über deutsche Kriegsverbrechen in Belgien spricht, fährt er mit ihnen an einen besonderen Ort: das Vierländereck in der Nähe von Aachen. Vor 100 Jahren trafen hier die Grenzen Deutschlands, Belgiens, der Niederlande und von Neutral-Moresnet aufeinander.

„1815 auf dem Wiener Kongress konnten sich Preußen und die Vereinigten Niederlande nicht einigen, wer das Gebiet bekommen sollte. 1816 wurde es neutralisiert. Die 250 Einwohner bekamen Pässe von Neutral-Moresnet.“

Es sind in der Regel nur wenige Zuhörer, die in ihrem Leben schon einmal von der Mikronation „Neutral-Moresnet“ gehört haben. Und noch weniger, die eine hier installierte deutsche Grenzanlage kennen, die im Ersten Weltkrieg tausenden Menschen das Leben kostete:

„Hier verlief dann auch der Elektrozaun.“

Auf einer kleinen Anhöhe im Wald – an der Grenze zwischen Belgien und den Niederlanden - stoppt Ruland den Wagen.

„Kurioserweise findet man in den Schulbüchern nichts von diesem Zaun.“

Herbert Ruland deutet auf einen großen Stein mit Gedenkplakette:

„Wir stehen jetzt hier am Denkmal für den elektrischen Todeszaun.“

Mehrere Hundert Kilometer lang – vom Aachener Stadtgebiet bis zur Kanalküste. Gebaut von deutschen Soldaten:

„Viele Menschen flüchteten in die Niederlande. Nach dem Fall von Antwerpen waren es eine Million. Über die Grenze versuchten Menschen, die Front in Flandern zu erreichen. Und es wurde viel geschmuggelt auf Teufel komm raus über die Grenze. Das wurde den Deutschen dann zu bunt. Schon Ende 1914, an der elsässisch-schweizer Grenze, hat man 13 elsässische Dörfer durch einen Zaun, der elektrisch geladen war, vom Schweizer Hinterland abgeschnitten.“

Im Sommer 1915 war dann auch im besetzten Belgien das erste große Teilstück fertig.

„Die Anlage war dreigliedrig. Zur deutschen Seite hin quasi ein Warnzaun, ziemlich hoch mit Stacheldraht, dahinter ein Patrouillengang. Und dann kam der eigentliche Elektrozaun: 2,2m hoch - die Zuleitung in der Mitte. Über Tag meistens mit 800 Volt, nachts mit 2000 Volt geladen. Man schätzt, dass etwa 6000 Menschen in diesem Zaun totgeblieben sind.“

Ruland schüttelt den Kopf. Ein elektrischer Todeszaun. Errichtet vor 100 Jahren durch deutsche Soldaten. Aufmerksam geworden auf diesen Zaun ist der Historiker der Deutschsprachigen Gemeinschaft in Belgien durch Zufall:

„Ich bin erst durch die Zeitzeugenbefragung vom Zweiten Weltkrieg darauf gestoßen - wenn sie von ihren Eltern berichteten, berichten sie vom Zaun.“

Bis heute hat die monströse Sperranlage Spuren in der Landschaft hinterlassen:

„Es gibt noch Überreste. Die sind kartiert und aufgenommen, werden aber nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, weil dann sofort die Militaria-Sammler mit der Flex ankommen und die Sachen da rausholen würden. Aber es gibt tatsächlich noch, in verschlungenen Brombeerhecken, Reste.“

Und so finde das Gedenken an die Opfer vor allem in den Familien statt und nicht an besonderen Orten:

„Und die Leute, die man in Grenznähe erwischt hatte oder von denen man vermutete, dass sie den Zaun überschreiten wollten oder dabei erwischt wurden, wurden dann an einem anderen Ort standrechtlich erschossen.“

Aber nicht nur Einheimische bezahlten den Versuch, mit Leitern, isolierten Zangen, Weinfässern oder mit großen Stäben den Zaun zu überwinden, mit dem Leben. Auch das Schicksal hunderter russischer Zwangsarbeiter ist eng mit dem Bauwerk verbunden. Um das zu zeigen, fährt Ruland, der mit seinen schulterlangen Haaren dem Klischee seines Berufsstandes so gar nicht entspricht, an den Ortsrand von Moresnet:

„Wir fahren jetzt zum Viadukt von Moresnet.“

Eine gewaltige Eisenbahnbrücke mit riesigen Betonfundamenten überspannt das beschauliche Tal.

„Hier sehen wir das gewaltige Ding vor uns. 1460 m lang. Gebaut von den Deutschen. Von Bilfinger und Dyckerhoff. Firmen, die es heute noch gibt. Da wurde auch prächtig daran verdient. Das ist heute noch das größte Eisenbahnviadukt Belgiens. Eigentlich kommt alle zwei Minuten ein Zug.“

Vor zehn Jahren ist die im Krieg zur Versorgung der Front gebaute Brücke renoviert worden:

„Man hat damals die Fundamente repariert, das ist ja alles gemacht worden hier. Da ist man mit sehr großer Vorsicht da rangegangen, weil immer wieder behauptet wurde, was natürlich nicht nachprüfbar ist, man hätte die toten Russen einfach in die Fundamente geworfen.“

Der deutsche Umgang mit den Zwangsarbeitern – Ruland spricht von einer Schande:

„Und die Russen hatten buchstäblich nichts zum Fressen. Es war strengstens verboten, bei bis zu 3000 Mark Geldstrafe oder fünf Jahren Gefängnis, Russen mit Lebensmitteln zu versorgen.“

Der Wissenschaftler steuert auf einen kleinen Friedhof zu, am Hang unterhalb Brücke.

„Ich glaube es heißt gefangene Völker oder so. So'n Buch von 1915 über die deutschen Kriegsgefangenenlager. Da ist das auch schon eine Völkerschau. Das erinnert fatal an die Nazis.“

Herbert Ruland schält sich aus dem Fahrzeug:

Vor dem Eisentor des kleinen Friedhofs hält er inne. Kein zweiter Ort der Region vereint aus seiner Sicht zentrale Aspekte der regionalen Geschichte so sehr wie Moresnet – wie unter einem Brennglas.

Zielstrebig läuft der Historiker an das andere Ende des Friedhofs.

Eine kleine Bronzeplakette erinnert hier an den Tod von neun russischen Zwangsarbeitern.

„Wir haben die Namen im Pfarrregister gefunden. Und die sind alle im Zaun umgekommen. Es gibt die Möglichkeit, dass sie flüchten wollten oder ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Das können wir heute natürlich nicht mehr nachvollziehen.“

Ein Besucher hat Plastikblumen vor die Plakette gestellt. Herbert Ruland zieht es weiter.

Es sind vielleicht 15 Meter von der Gedenkstelle für die Russen bis zu einem Grab, dessen Geschichte er mühsam recherchiert hat. Ruland, so schreibt die lokale Zeitung „Grenzecho“ über ihn, „gräbt immer und überall“.

„Der Landsturm, der hier ankommt am 17. August - unter andere ein Hauptmann Höcker, ein Liberaler, ein gebildeter Mensch, Herausgeber des Ullstein-Verlages. Und er bekommt von dem Oberst des Sturmbataillons den Auftrag, mit seiner Kompanie das Land bis zur Maas von Franktireurs zu reinigen. Franktireurs hat es ja keine gegeben. Das hat er dann selber

beschrieben, das Tagebuch eines Mörders nenne ich das, in seinem Werk von 1914 "An der Spitze meiner Kompanie."“

Herbert Ruland, ein gebürtiger Deutscher aus Düren, hält Höckers Buch fest in den Händen. Der Offizier beschreibt darin in allen Einzelheiten, wie er das Leben eines jungen Familienvaters am 18. August 1914 auslöscht:

„Ohne mit der Wimper zu zucken, wird der Mann erschossen, wie es heißt. Unsere Kugeln töten friedvoll. Und hier liegt dieser Hubert Schmetz und wir haben wirklich die wörtliche Schilderung des Mörders. Unglaublich ne? Dass das einer noch aufschreibt...Den Leuten fallen die Gesichtsknochen runter, wenn ich das hier vorlese.“

Der Name Hubert Schmetz ist auf den wuchtigen schwarz-grauen Grabstein eingraviert. Geboren am 09. April 1882, fusiliert von den Preußen in Jungenbusch am 18. August 1914 steht darunter:

„Da muss man natürlich auch noch erzählen: Was ist da wirklich passiert? Was haben die da gefunden? Es haben schon in den ersten Kriegswochen Pastöre und andere Leute nachgeforscht, im Geheimen. Tatsächlich gab es auf dem Dachboden einen alten Vorderlader mit einem Steinschlossgewehr - irgendwas aus dem 18. Jahrhundert - überhaupt nicht schießbereit. Und da macht dann der Oskar Höcker eine moderne Infanteriewaffe draus. Dafür musste der Mann sterben.“

Literatur - Paul Oskar Höcker „An der Spitze meiner Kompanie“

...und dieses Sterben hat Hauptmann Paul Oskar Höcker dokumentiert, in seinen Kriegserinnerungen „An der Spitze meiner Kompanie“:

Der Bursche hat die Hände emporheben müssen. Schlotternd, käsebleich steht er da. (...) „Er wird erschossen. Drei Mann. Fertig.“

Und von den drei Wehrleuten – es sind Familienväter, zwei Berliner und ein Landwirt – zuckt auch nicht einer mit der Wimper. Diese Sache ist gerecht. Hier

ist ein Schurke gefasst, der kein Mitleid verdient. Die Salve kracht. Der schlotternde Körper sinkt in sich zusammen und rührt sich nicht mehr. In der blauen Bluse sind drei winzige Öffnungen zu sehen. Die Augen sind geschlossen, das Gesicht hat den Ausdruck überhaupt nicht gewechselt. Der Tod durch unser Gewehr ist schmerzlos. Aber auf belgischen Straßen sind deutsche Soldaten von bübischem Gesindel wie diesem am Boden liegenden Strauchräuber angeschossen und, als sie wehrlos zusammenbrachen, grausam verstümmelt worden. „Man müsste dem Halunken, dem Alten, die ganze Bude über'm Kopf anstecken!“ meint der Flügelmann.

„Abmarschiert!“ befehle ich.

(4) Trügerische Sicherheit – Der belgische Festungsbau und die Sehnsucht nach Sicherheit vor Deutschland

Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen kannte Belgien fast nur noch Front und Besatzung.

Diese beiden Erfahrungen waren es auch, die die noch junge belgische Identität prägten. Der Ruhm des heroischen Frontkämpfers auf der einen und das Martyrium des leidenden Zivilisten auf der anderen Seite.

Dieses „Brave little Belgium“ galt es aus alliierter Perspektive zu verteidigen.

Das Bild des tapferen kleinen Belgien wurde auch durch den Widerstand der belgischen Truppen in Lüttich geprägt.

Die von zwölf unterirdischen Festungen umgebene Stadt galt als eine der bestbefestigten Städte Europas. Für die Deutschen war sie somit ein Hindernis auf dem Weg nach Paris. Doch die Festungen hielten ihrem Angriff über Tage

stand. Auch wenn die belgischen Truppen den deutschen Vormarsch am Ende nicht aufhalten konnten, gilt Lüttich als wichtiger psychologischer Sieg.

Auch in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg investierte Belgien weiter in den Festungsbau – der Wunsch nach mehr Sicherheit vor dem deutschen Nachbarn war groß, die Sicherheit aber trügerisch...

Reportage

Auf der grünen Wiese vor einer bedrohlich wirkenden Betonwand steht ein Panzer. Aus dem Eingang klingt Marschmusik. Ein Kanonenrohr zielt auf die Besucher.

Willkommen in der größten Verteidigungsanlage Belgiens. Der Festung Eben-Emael am Albertkanal an der Grenze zu Maastricht.

Hinter einer massiven Stahltür sitzt Alain Pelzer im Freizeit-Look in einem Kabuff. Die kleine Ecke in der Festungsschleuse dient heute als Kassenhäuschen und Pelzer verbringt dort regelmäßig seine Wochenenden als Kassierer.

Zurückhaltend, fast ein wenig schüchtern begrüßt der ehemalige belgische Berufsoffizier die Besucher. Seit elf Jahren ist Pelzer im Ruhestand. Das militärisch Schneidige muss sich in dieser Zeit aus seinem Wesen verabschiedet haben. Und doch: Der Krieg und das Militär lassen den Präsidenten der Vereinigung „Festung Eben-Emael“ noch immer nicht los:

„Mein Großvater hat im Ersten Weltkrieg an der Yser-Front gekämpft. Und er wurde zweimal verwundet. 1917 am Kopf und im Oktober 1918 bei der großen Offensive.“

Nicht nur auf den Schlachtfeldern, auch in den Festungen hat Belgien damals dem Nachbarn Deutschland Widerstand geleistet.

Dass sie mit ihren Festungen den Vormarsch der Deutschen ein bisschen verzögern konnten, habe damals patriotische Gefühle in der belgischen Armee ausgelöst.

Und doch: Für den Offizier steht diese Festungsstrategie sinnbildlich für das militärische Dilemma des seit seiner Gründung neutralen Staates:

„Belgien wollte keiner großen Nation auf den Schlips treten. Und dafür gab es nur eine Option: die Defensive. Man konnte nicht in Angriffswaffen investieren, denn sonst hätten uns die Nachbarn das vorgeworfen. Das wäre dann womöglich sogar ein Casus Belli gewesen.“

Und so versuchte Belgien schon lange vor dem Ersten Weltkrieg, sich mit Festungsgürteln vor den mächtigen Nachbarn Deutschland und Frankreich abzusichern. In der Zwischenkriegszeit wurde dieser Gürtel dann an einer Schwachstelle verstärkt.

„Die Festung Eben-Emael wurde zwischen 1932 und 1935 gebaut. Aus den Erfahrungen von 1914, als die deutschen Soldaten im Norden von Visé eingefallen waren. An dieser Stelle hatte die belgische Verteidigung aus Sparzwängen keine Festung errichtet.“

Mehrere hundert Meter breit und lang ist das Bauwerk - die größte Festung in Europa. Uneinnehmbar, da waren sich die Belgier sicher. Gleichzeitig tat das Land alles, um Provokationen zu vermeiden:

„Um die Mentalität zu erklären: Wir durften nicht Richtung Holland schießen. Denn das war auch ein neutrales Land. Der Kommandant hat dafür nie die Erlaubnis bekommen. Auch die Bewaffnung richtete sich danach. Mit den 120mm-Kanonen konnte man deutsches Territorium bewusst nicht erreichen.“

Der Casus Belli kommt trotzdem. Am 10. Mai 1940.

Der Fall der Festung habe wie eine Katastrophe für die belgische Armee gewirkt.

„Das war eine Schande. Weil es die größte Festung war und man viel Geld darein investiert hatte. Und diese Festung ist dann in circa 30 Stunden genommen worden.“

Die Geschichte von Eben-Emael ist in Belgien kaum bekannt. Bis heute. Dafür kommen vor allem aus Deutschland viele Besucher.

Jos Driessen gehört zu den Fremdenführern, die nicht nur niederländische Gruppen, sondern auch Deutsche durch die Anlage führen.

Seit neun Jahren lotst er die Besucher durch die kilometerlangen Gänge. Der Zweite Weltkrieg ist das Hobby des 58-Jährigen: im Modellbau, aber auch in

der Wirklichkeit. Unter der Woche arbeitet Driessen in der Verwaltung einer niederländischen Entsorgungsfirma, am Wochenende ist er in Eben-Emael.

Driessen präsentiert seinen Besuchern gleich mehrere militärgeschichtliche Sensationen. Vor einem längs aufgeschnittenen Segelflugzeug lobt der Niederländer die Cleverness der damaligen Gegner:

„Wahnsinn war das. Flugzeuge ohne Motor nannten die belgischen Soldaten das. Die hatten das noch nie gesehen. In dieser Zeit war das Science-Fiction.“

Zehn deutsche Fallschirmjäger, erklärt Driessen, konnte ein Lastensegler transportieren. In den frühen Morgenstunden des 10. Mai 1940 landeten mehrere von ihnen auf dem Plateau der belgischen Festung.

Die mehr als 700 belgischen Verteidiger hatten gegen die knapp 60 Angreifer auf dem schlecht gesicherten Festungsdach kaum eine Chance. Auch, weil die Deutschen nicht nur den Lastensegler entwickelt hatten, sondern mit der Hohlladung auch eine besondere Sprengstoffanordnung, die Panzerungen durchschlägt:

„Die, die schreckhaft sind, dürfen Ohren zumachen. Macht mal Auge zu, das Licht aus....“

„Das war nur ein Brett, Leute. Wir können uns nicht vorstellen, wenn das 50 Kilogramm Dynamit gewesen wären.“

Jos Driessen führt seine Gruppe zum Ende der Führung in einen kleinen Raum. Hier haben die Deutschen im Mai 1940 eine von mehreren Hohlladungen gezündet.

„Sehen Sie mal, die Panzertür. Durch den Luftdruck. Dahinter sind noch die Sandsäcke und die Stahlteile. Verbogen durch den Luftdruck. Dann stürzt alles ein. Totales Chaos. Man ergibt sich.“

Die Gruppe staunt. Viele Besucher kramen ihre Handys hervor, machen Fotos von den Zerstörungen.

„Dann bin ich bei die Ende von die Tour. Ich hoffe, Sie fanden interessant oder schön. Vielleicht sehr kleine Chance, dass der Fremdenführer gut war.“

Literatur 3: Max Deauville „La boue des Flandres“

Max Deauville studiert an der Katholischen Universität von Löwen Medizin. 1914 meldet er sich freiwillig, als Truppenarzt. Bald begann der belgier, seine Erlebnisse zu notieren und den Krieg literarisch zu verarbeiten...in „La boue des Flandres“ zum Beispiel:

Der Krieg ist nicht mehr als der elendige Selbstmord einer verrückt gewordenen Menschenmenge. Sein blutiger Sog dient allein den Interessen jener, die ihn lenken. Und selbst wenn es eines Tages nötig sein sollte, dass Soldaten wieder zu den Waffen greifen, um ein Land oder die Ehre zu retten, warum sollte man sie anlügen, warum mit dem Trugbild von Ruhm und Heldentum locken?

Wenn sie wüssten, wie nieder und hässlich der Krieg ist, wenn sie wüssten, dass ihnen am Ende nur der Tod oder der seelische Verfall bleiben würden, wenn sie sich trotzdem damit abfänden, wenn sie der Gefahr ohne Illusionen und Hoffnungen entgegen marschierten, wäre ihr Opfer dann weniger groß und verdienstvoll?

Ach! Wir sind nichts.

(5) Die Stärke des Rechts – Belgien als Pionier in Völkerrechtsfragen

Vereinzelte Rufe, deutsche Kriegsverbrecher zu bestrafen, waren schon bald nach Beginn des deutschen Einmarsches in Belgien zu hören.

Kurz nach dem Krieg sollten diese Kriegsverbrechen dann juristisch geahndet werden. So hatten es die Alliierten im Vertrag von Versailles festgeschrieben, in den Artikeln 227 bis 230. Ein Novum in der Geschichte europäischer Kriege, an

deren Ende bislang immer eine Art von Amnestie für Soldaten und Offiziere stand.

Doch nach Unstimmigkeiten zwischen den Siegermächten wurden die mutmaßlichen Kriegsverbrecher weder ausgeliefert, noch wurde ihnen von alliierter Seite der Prozess gemacht. Stattdessen landeten einige wenige von ihnen in Leipzig vor Gericht – und kamen mit milden Freiheitsstrafen oder gar einem Freispruch davon. Es sollte Jahrzehnte dauern, bis auf deutscher Seite eine Art Aufarbeitung begann. Und auch die systematische Verfolgung von Kriegsverbrechen etablierte sich nur langsam.

Vielleicht ist es nach diesen ernüchternden Erfahrungen kein Zufall, dass ausgerechnet Belgien als einer der ersten Staaten das sogenannte „Weltrechtsprinzip“ einführte, um Kriegsverbrechen auch ohne unmittelbare belgische Beteiligung auf Täter- oder Opferseite verfolgen zu können. Und vielleicht ist es kein Zufall, dass ausgerechnet ein Belgier Chefankläger des UN-Kriegsverbrechertribunals für das ehemalige Jugoslawien ist....

Reportage

Ausflugsstimmung im Brüsseler Jubelpark. Jogger drehen ihre Runden, Pärchen flanieren über die Grünanlagen und Kinder spielen auf alten Kanonen.

Unter dem großen Triumphbogen am Parkeingang flattert, wie immer bei schönem Wetter, eine riesige belgische Fahne.

Mit der Quadriga auf der Spitze erinnert der Bogen an eine Mischung aus Brandenburger Tor und Arc de Triomphe. Aber anders als in Paris feiert Belgien hier keine gewonnenen Schlachten. Das Land rückt lieber die Opfer der Kriege in den Mittelpunkt:

„Ich denke, es ist schon so, dass Belgien im Bereich der internationalen Justiz und der Menschenrechte immer gerne eine Vorreiterrolle gespielt hat und auch als solches angesehen wird.“

Serge Brammertz steht in Hemd und Jeans vor dem Eingang des Brüsseler Militärmuseums, das gleich neben dem Triumphbogen in einem historischen Gebäude untergebracht ist. Als Chefankläger des Kriegsverbrechertribunals für das ehemalige Jugoslawien arbeitet der Belgier zwar in Den Haag, aber um über Gerechtigkeit und Recht im Krieg zu sprechen, ist Brammertz heute nach Brüssel gekommen.

Hier, in der belgischen Hauptstadt, arbeiteten Vertreter aus 15 europäischen Staaten bereits 1874 daran, Kriege juristisch zu zähmen. Ein Vierteljahrhundert später legte dann die Haager Landkriegsordnung verbindlich fest, wann ein Soldat zum Kriegsverbrecher wird.

„Nach dem Ersten Weltkrieg hat es Initiativen gegeben, um die Verantwortlichen vor Gericht zu verfolgen.“

Doch auf ein internationales Gericht konnten sich die Sieger erst nach dem Zweiten Weltkrieg verständigen. Die Nürnberger Prozesse gelten heute als Meilenstein.

„Zwischen 1945 und 1993 hat es dann gar nichts gegeben.“

Anfang der 1990er Jahre preschte Belgien erneut vor. In Zukunft sollte die Justiz Kriegsverbrechen - egal wo auf der Welt - juristisch verfolgen:

„Ich kann mich sehr gut an die Zeit erinnern. 1993 und noch mehr als man das Prinzip ausgeweitet hat. Man hat dann 1999 die Verbrechen gegen die Menschheit und Völkermord hinzugefügt. Es war ein Gesetz, das – wenn ich mich recht erinnere – einstimmig im belgischen Parlament verabschiedet wurde. Von der Idee her ist es eine sehr lobenswerte und interessante.“

Doch schon wenig später spürt der junge Bundesanwalt die Folgen:

„Sehr schnell war es so, dass Klagen von überall in Belgien landeten. Jede Privatperson konnte einen Untersuchungsrichter damit befassen und dadurch ein Verfahren erzwingen.“

Ob George W. Bush, Ariel Sharon, der kongolesische Außenminister oder US-General Tommy Franks – Brammertz und seine Kollegen sollten plötzlich überall ermitteln. Die Politik zog dann die Notbremse. Auch, weil Washington massiv Druck ausübte:

„Es ist in der Tat richtig, dass Belgien auf internationalen Druck das Gesetz mehrmals abgeändert hat und in der endgültigen Fassung dann einen Bezug zu Belgien erforderlich macht. Ein kleines Land wie Belgien kann natürlich nicht Polizeibeamter der Welt spielen und die begrenzten Ermittlungskapazitäten, die auch Belgien hat, dazu nutzen, zu versuchen, sämtliche vermeintlichen Kriegsverbrechen in der Welt zu lösen.“

Brammertz selbst möchte wenigstens einen Teil der Kriegsverbrechen verfolgen, er führt gerade die Anklage gegen Radovan Karadzic und Ratko Mladic.

Im Militärmuseum begibt er sich auf die Spuren früherer Kriegsverbrechen. Denn sie alle ähneln sich, in gewissen Punkten. Und manche sind schon wieder in Vergessenheit geraten. In einem dunklen Raum mit sieben hellen Glaskästen bleibt er stehen – ganz rechts eine Vitrine zum Massaker von Dinant :

„Im Geschichtsunterricht hat man natürlich als 12- oder 13-Jähriger einiges über den Ersten Weltkrieg gehört. Aber ich denke nicht, dass wenn Sie jetzt durch die Straßen von Brüssel gehen würden und fragen würden, was sagen Ihnen die Kriegsverbrechen von Dinant: Ich denke nicht, dass ein Prozent der Befragten dazu was sagen kann.“

Ein paar Schritte weiter setzen Scheinwerfer ein verkohltes Buch in Szene. Brammertz beugt sich über die Vitrine. So etwas zum Beispiel passiere regelmäßig in der Geschichte:

„Ich schreibe zurzeit an einem Artikel über die Zerstörung vom religiösen und kulturellen Erbgut im ehemaligen Jugoslawen durch die verschiedenen Truppen, was natürlich den direkten Bezug zu Löwen darstellt. Wir hatten das Gleiche in Sarajevo: Die Zerstörung der Bibliothek in Sarajevo ist eines der Verbrechen, für die wir die serbischen Truppen verfolgen. Denn es ging wirklich darum, alle Erinnerungen an ein Volk zu zerstören.“

Der Jurist und Kriminologe erzählt nüchtern. Emotionen haben in seinem Beruf keinen Platz. Zum ersten Mal gegen Kriegsverbrecher ermittelt hat er in den 90er Jahren, in einem Verfahren zum Völkermord in der früheren belgischen Kolonie Ruanda:

„In all diesen Konflikten ist es so, dass die politischen Führer einer Seite die andere Seite nicht mehr als Menschen sehen, oder dafür Sorge tragen, dass sie

als Ungeziefer oder Untermenschen angesehen wurden oder was weiß ich, aber nicht als ihresgleichen. Was dazu führt, dass diese Hemmschwelle anderen Menschen gegenüber total abgebaut wird.“

Nach 15 Jahren mit Blick auf die dunkle Seite des Menschen erkennt Brammertz viele Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Ende des Jahres läuft sein Vertrag am Strafgericht aus. Aber keine Frage: Er will er weitermachen.

„Für mich sind die einzigen Personen, die nachhaltig im Gedächtnis bleiben, eigentlich die Opfer und die Zeugen, die vor Gericht erscheinen. Die Stärke, die wir bei den Überlebenden finden, ist viel mehr beeindruckend und hat viel mehr Wirkung auf uns als Staatsanwälte, als die Straftäter.“

Schlussmoderation

„100 Jahre danach: Die Erinnerung an die deutsche Invasion in Belgien“.

Das waren „Gesichter Europas“ mit Reportagen von Andreas Noll.

Die Literatúrauszüge stammen aus „Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers“ von Stefan Zweig, aus Paul Oskar Höckers „An der Spitze meiner Kompagnie. Drei Monate Kriegserlebnisse“ und aus „La boue des Flandres“ von Max Deauville. Gelesen wurden die Passagen von Gregor Höppner.

Musikauswahl und Regie: Babette Michel.

Ton und Technik: Ernst Hartmann und Beate Braun

Am Mikrophon war Anne Raith .